

Bildung ist Potenzial – auf allen Lebensstufen.

Das schweizerische Bildungssystem und insbesondere die Berufslehre gelten als vorzüglich. Doch es stellt sich die Frage, ob sie den Herausforderungen der Zukunft genügen. Die globalisierte Welt wird eine Welt des Wissens sein, so dass es vor allem für wenig qualifizierte Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer immer schwieriger wird, eine Beschäftigung zu finden. Gefragt sind Lösungen, die jetzt greifen, noch bevor viele Menschen arbeitslos werden. Eine mögliche Lösung liegt in der Weiterentwicklung der Berufslehre: Wer keine adäquate Ausbildung hat, muss in die Lehre, auch als erwachsener Mensch.

Einen Beruf lernen, eine Familie gründen, ein Haus bauen, das hat sich für die Generation, die heute in Pension geht oder bereits pensioniert ist, bewährt. Lange Zeit schien es, als sei dies sozusagen ein «natürlicher» Lebensweg. Berufsleute, Handwerker und technische «Tüftler» sind sehr geschätzt in diesem Land. Man mag die Praktiker und Macher, den Intellektuellen und Akademikern traut man nicht. Und man glaubt, der Wohlstand basiere primär auf technischer Intelligenz und solidem Handwerk. Aber man übersieht dabei, dass ohne die grossen Denker seit der Aufklärung, die Erzieher, die Philosophen, die Gesellschaftstheoretiker, die sich mit der Rolle des Menschen, mit Fragen der Freiheit, der Gleichheit, der politischen Macht und Gewalt auseinandersetzten, gar nie die Grundlagen unserer heutigen Gesellschaft gelegt worden wären. Und nur auf dieser von Theoretikern erdachten Basis konnten die Tüftler und Handwerker wirken und sich in einem vorher nie gekannten Masse entfalten. Denn nur in der aufgeklärt-demokratischen Gesellschaft ist die Gleichheit aller Menschen und damit die Chance, sein Leben selbst zu gestalten, gegeben. Der auch gegenwärtig zu vernehmende Ruf, die Ausbildung solle sich auf «Nützliches» konzentrieren, geht davon aus, die Gesellschaft als Ganzes müsse nicht weiter gedacht und entwickelt werden – eine Vorstellung, die schon vielen Kulturen, ob

ihres Erfolges arrogant geworden, zum Verhängnis geworden ist.

Ressource Wissen

Wie wir erleben, ist die Beschleunigung in allen Bereichen enorm, gerade auch im Bereich des Wissens und der Wissenschaft. Beispiele sind etwa die Computertechnologie und die Robotik, die Digitalisierung generell. Für die Industrieproduktion im Sinne von Massenproduktion sind wir zu teuer geworden. Immer mehr Routinearbeiten werden verschwinden. Daher wird das Wachstum der Zukunft abhängig sein von der Qualität des Humankapitals – vom Wissen und Können der Menschen.

Daher erscheint es notwendig, auch eine erfolgreiche Institution wie unser Bildungswesen auf neue Herausforderungen vorzubereiten. Anpassungen in allen Phasen des Lebens scheinen notwendig: in der frühkindlichen Phase, in der klassischen Schulphase und in der Erwachsenenphase. Wissen wird man sich in Zukunft das ganze Leben lang aneignen müssen. Grosse Defizite innerhalb der Bevölkerung wird es immer weniger ertragen. Uns fehlen die Fachkräfte, und die Migration kann nicht beliebig gesteigert werden.

Was Hänschen nicht lernt ...

Die frühkindliche Phase stellt das grösste Potenzial dar, weil hier die meisten Probleme entstehen. Zugleich sind hier die Änderungen aber am schwersten durchzusetzen, weil sie gängigen Vorstellungen von Familie und Kindheit widersprechen. Wir huldigen einem Familienmodell, das wir als traditionell anschauen, das aber eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten so richtig greift: die Vorstellung von der Kernfamilie. Bis vor einer Generation waren es nur wenige Familien, in denen die Mutter sich um die Kinder kümmert, der Vater arbeiten geht, und niemand sonst regelmässig zu Hause ist. Vorher mussten in einem Grossteil der Familien beide Elternteile arbeiten, und oft hatten sie die Kinder bei sich – als Bauern oder als Handwerker im eigenen Betrieb. Und da gab es immer viele Leute, die miterzogen, teilweise auch

im gleichen Haushalt lebten – nicht nur Geschwister, auch Grosseltern, Onkel, Tanten oder Angestellte; neben den Familienangehörigen oft auch das Quartier, das Dorf oder generell das soziale Umfeld.

Ein afrikanisches Sprichwort lautet: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen. Und es meint genau dieses Aufwachsen in vielschichtigen sozialen Netzen, bei denen alle ein bisschen miteziehen und sich die Kinder vielfältige Fähigkeiten aneignen. Hier und heute aber kann man diese nicht mehr einfach auf die Strasse schicken, wo sie soziale Kompetenz einüben, Lernanreize bekommen oder auch ihre Motorik trainieren, weil heute dort andere Motoren die Oberhand gewonnen haben. Und heute fehlen oft die Geschwister, Grosseltern oder Nachbarn, müssen Eltern jeden sozialen Kontakt ihres Kindes organisieren, weil die Familien klein, die Nachbarschaften anonym geworden sind.

Und viele Eltern haben wenig Ahnung davon, welche Formen von fördernden Anregungen, Kontakten und Kommunikation wichtig sind. Es geht bei dieser Aussage nicht darum, einen spezifischen Erziehungsstil zu propagieren, denn die Erfahrung zeigt: Es gibt nicht *den* wahren Weg. Viele Wege führen nach Rom – aber einer ganz bestimmt nicht: ein Kind allein mit sich und seinen Gadgets, ohne viel Kommunikation, Aufmerksamkeit, Anregung und Spiel, dafür überfordert mit medialen Anreizen und Abstumpfungen. Aber genau diese Situation treffen wir heute immer häufiger an. Hier gilt es früh anzusetzen, denn alle Untersuchungen zeigen, dass in den ersten Lebensjahren die entscheidenden Weichen gestellt werden für die Aneignung von kognitiven Fähigkeiten, Lernmotivation, aber auch das Einüben von Durchhaltevermögen und Frustrationstoleranz bei Tätigkeiten, die nicht gleich auf Anhieb gelingen.

Wo die Anregung nicht in der Familie passiert, müssten ausserfamiliäre Angebote die Lücke füllen. Doch diese Angebote sind rar und werden gerade von denen, die sie am nötigsten hätten, nicht genutzt, weil sie freiwillig und sehr oft auch teuer sind. Dazu kommt die oben erwähnte Familienideologie. Das wichtigste Argument gegen eine ausserfamiliäre Betreuung lautet, dass es Privatsache sei, Kinder zu haben, nicht Sache des Staates oder der Öffentlichkeit. Wieso man dann Kinder überhaupt in die Schule schickt, ist bei dieser Argumentation nicht ganz klar. Denn sie bleiben ja auch Privatsache, wenn sie mehr als sieben Jahre alt sind.

In die Kinder investieren statt selektionieren

Bei Schuleintritt können Kinder, die aus sozial und ökonomisch privilegierten Familien stammen, bereits besser lesen und rechnen und verfügen über einen grösseren Wortschatz als Kinder aus benachteiligten Familien. Durch das beste-

hende schulische Bildungsangebot werden diese sozialen Ungleichheiten nicht kompensiert – in der Schweiz noch weniger als anderswo. Denn Kinder aus unteren Schichten haben schlechte Chancen aufzusteigen, wie die Pisa-Studien zeigen. Wir vergeben hier enormes Potenzial – für die Kinder, aber auch für die Gesellschaft. Der Verzicht auf frühe Förderangebote hinterlässt enorme Problemfelder, die man später mit schlechten Erfolgsaussichten und enormen Folgekosten in Form von Stütz- und Fördermassnahmen, Medikamenten und Verhaltenstherapien aufzufangen versucht. Von diesen Lücken sind vor allem Kinder aus sozial schwachen Migranten- und Schweizer Familien, zunehmend aber auch Einzelkinder aus allen Schichten betroffen.

Wenn man von der Genetik absieht – und die entscheidet längst nicht alles, wie wir heute wissen – sind bei uns die entscheidenden Faktoren, wie der Lebensweg eines Kindes verläuft, das Einkommen der Eltern und die familiäre Lernkultur. Selbst die besten Schulen ändern daran praktisch nichts. Viele Schweizer glauben ohnehin, es sei naturgegeben, dass die Kinder aus reicheren Familien intelligenter seien als die aus ärmeren. Aber es widerspricht allen wissenschaftlich bekannten Tatsachen über Intelligenzverteilung, dass die Maturitätsquote zum Beispiel auf dem Zürichberg drei- bis viermal höher ist als im Kreis 5 oder im Zürcher Unterland. Denn die Intelligenz ist ziemlich gleichmässig über den Planeten und die Menschen verteilt. Wenn wir also solche Unterschiede produzieren, heisst das, dass die einen in ihrer Intelligenz drei- bis viermal überbewertet oder die anderen drei- bis viermal unterschätzt werden. Beides kann sich die Gesellschaft in Zukunft kaum mehr leisten.

Da der Schuleintritt in der Schweiz zu spät erfolgt, können die unterschiedlichen Startbedingungen in der kurzen Zeit bis zur ersten und entscheidenden Selektionsphase nicht mehr korrigiert werden. Zudem sind die sozial schwachen Kinder beim Übertritt in die Sekundarstufe einer diskriminierenden Selektion ausgesetzt. Denn sogar bei Kindern mit genau gleicher Kompetenz ist die weitere Schulkarriere stark schichtabhängig. Das schweizerische Schulsystem verstärkt soziale Unterschiede. Denn die Selektion findet im falschen Alter und auf die falsche Art statt. Wer ist Opfer dieser Mechanismen? Primär die Knaben aus bildungsfernen Familien, oft Kinder mit einer Migrationsgeschichte. Und das sind genau diejenigen, die dringend benötigt würden für viele Berufe, in denen Fachkräftemangel herrscht, etwa für Ausbildungen im vielzitierten MINT-Bereich (Mathematik, Ingenieurwissenschaften, Technik). Meist bleiben diese Kinder wegen ihrer schwachen Sprachleistungen hängen. Der Selektionsansatz ist in seiner Grundkonstruktion falsch. Es geht darum, die Begabungen zu fördern, nicht darum, fehlende Begabungen zu bestrafen.

Das aktuelle Selektionssystem wird oft mit dem Argument verteidigt, dass diejenigen, die es nicht in eine höhere Schule schaffen, eine Lehre machen und sich danach weiterbilden können. Die Lehre ist in der Tat eine zentrale Errungenschaft, die verhindert, dass viele dieser Kinder mit einer unqualifizierten Arbeit vorlieb nehmen müssen. Aber mit der Weiterbildung klappt es nicht wirklich. Denn die Frustration der Nicht-Selektionierten ist enorm und wirkt sich auf die weitere Bildungskarriere aus. Wenn keine Eltern da sind, die unterstützen und fördern, hört das schulische und berufliche Engagement schnell auf; gerade auch, wenn man als Ungelernter oder Angelernter gutes Geld verdienen kann.

... muss Hans doch noch lernen

Viele Migrantinnen und Migranten, die in der Schweiz leben, verfügen über eine gute bis ausgezeichnete Ausbildung. Aber diese wird in vielen Fällen nicht genutzt, weil die Menschen aus Ländern stammen, deren Fähigkeitszeugnisse nicht anerkannt werden. Und so sind viele in Berufen tätig, für die sie überqualifiziert sind, während gleichzeitig neue Arbeitskräfte aus Ländern geholt werden, deren Ausweise man anerkennt. Es wäre notwendig, ein System zu schaffen, das nicht einfach anerkennt oder ablehnt, sondern definiert, was man an Wissen noch erwerben müsste, um sein berufliches Potenzial nutzen zu können. Dazu gehören Angebote, fehlende Qualifikationen ergänzen zu können, verbunden mit einem Finanzierungssystem für die meist erwachsenen Personen. Es gibt zwar Programme in einzelnen Kantonen und Branchen, die aber wenig überblickbar und kaum koordiniert sind.

Der fundamentale Mangel in der Erwachsenenbildung ist aber die Tatsache, dass rund 600 000 erwachsene Personen über keine weitere Ausbildung als die obligatorische Schulbildung verfügen: eine enorm hohe Zahl für eine so hoch entwickelte Volkswirtschaft. Hier könnte eine wirkliche Fachkräfteinitiative ansetzen: Von diesen 600 000 Menschen ohne Berufsausbildung sind heute fast alle berufstätig. Nur wenige sind arbeitslos, bereits aus dem System gefallen. Denn die Wirtschaft hat im Moment noch Platz für sie, allerdings je länger je weniger. Gerade in den technisch-industriellen Produktionsstätten werden die Stellen für Ungelernte rar. Flinke Geräte erledigen die einfachen Arbeitsschritte schnell, fehlerlos, ohne Ermüdung, 24 Stunden an 7 Tagen. ABB hat vor kurzem einen Roboter entwickelt, der lernen kann. Und wo es nicht Roboter sind, warten in anderen Regionen der Welt Millionen von Menschen auf eine Gelegenheit, für ein paar Franken pro Tag zu arbeiten.

Wir können natürlich warten und zusehen: Die Menschen fallen aus dem Arbeitsprozess heraus. Zuerst kommt die Arbeitslosenkasse, dann kommen die Sozialhilfe und viele Kurse. Meist lernt man dabei das Falsche zu spät und zu we-

nig intensiv – und das bei enormen Kosten. Wir können aber auch eine Strategie entwickeln, die nicht erst dann greift, wenn es zu spät ist: Diese Menschen müssen jetzt ihre Qualifikation verbessern, sie müssen in die Lehre. In vielen Betrieben könnte man sie nämlich danach brauchen. Denn diese Menschen sind in der Regel nicht unbegabt oder unfähig, sondern hatten ganz einfach keine Chance, etwas zu lernen, weil sie sofort nach der Schule Geld verdienen mussten oder als Migrantinnen und Migranten aus Ländern kamen, in denen die Berufslehre nicht existiert.

Eine dreijährige Berufslehre können viele aus dieser Gruppe in zwei Jahren machen, weil sie keine allgemeinbildenden Fächer und keinen Sportunterricht benötigen und weil sie durch ihre praktische Erfahrung viel meist implizites Wissen besitzen, das ausgebaut und gefestigt werden kann.

Um ein solches Konzept zu realisieren, braucht es das Engagement aller Beteiligten:

- Das Engagement der Arbeitgeber, denn sie müssen einwilligen, dass ihre Angestellten nicht nur arbeiten, sondern auch neue Dinge lernen. Das kostet, etwa Löhne für die Ausbilder, auch mehr Zeit für bestimmte Abläufe.
- Das Engagement des Staates, der den Tag, den die Menschen in die Berufsschule gehen und nicht arbeiten, finanzieren müsste. Denn man kann ihre Löhne nicht einfach kürzen, weil sie Familie, Wohnung und Kinder in der Ausbildung haben.
- Das Engagement der Betroffenen, denn sie müssen wieder ins Lernen einsteigen, wieder büffeln. Das wird manchen schwer fallen.
- Und es braucht eine flexible Planung in den Berufsschulen, um mit solchen Situationen umzugehen, z. B. bei Schichtarbeitenden

Die Kosten, die ein solches Konzept verursacht, betragen einen Bruchteil dessen, was auf die Gesellschaft zukommt, wenn diese Menschen ihre Arbeit verlieren. Eine solche Initiative hätte zudem den wichtigen Effekt, dass Wirtschaft und Staat den Beweis antreten könnten, dass ihnen die Menschen hier nicht egal sind, dass es nicht darum geht, möglichst einfach und billig Fachkräfte aus dem Ausland zu holen, wie das viele, die etwa für die Masseneinwanderungsinitiative gestimmt haben, glauben.

Zukunftsgerichtet, nicht rückwärtsgewandt

Unser Bildungssystem ist ideal gewesen für das Industriezeitalter. Jetzt müssten wir Reformen und Anpassungen vornehmen. Stattdessen streiten wir uns über Gegensätze von

La formation, un potentiel tout au long de la vie

familiär und ausserfamiliär, von Gymnasium und Berufslehre, von Jugendalter und Erwachsenenalter, von Sprachenlastigkeit und Mathematikkompetenz. Uns fehlt offensichtlich noch immer eine Vorstellung davon, welcher Wandel auf uns zukommt. Wir können die gegenwärtige Entwicklung vergleichen mit der Zeit, in der die allgemeine Schulpflicht durchgesetzt wurde und man den Leuten beibringen musste, dass alle Kinder eine Schulbildung brauchen. «Unerhört, was für verrückte Ideen», schimpften viele Menschen. «Wir brauchen die Kinder für die Arbeit, wofür soll das unnütze Zeug gut sein, das sie in der Schule lernen?» Damals haben sich die zukunftsorientierten Reformer durchgesetzt und damit die Grundlage für den wirtschaftlichen Aufstieg der Schweiz gelegt. Sind wir heute auch so weit-sichtig oder glauben wir wirklich, wir könnten immer genau so weitermachen, egal wie sehr sich die Welt um uns herum verändert?

Der Übergang in eine globalisierte Welt fällt schwer. Gerade die Schweiz reagiert empfindlich, denn sie hat viel zu verlieren. Aber sie ist bisher nicht in der Lage, aus ihrer ausgezeichneten Ausgangssituation Kapital zu schlagen, mutige Schritte zu machen. Strukturell ist sie bestens aufgestellt, aber es fehlt an einer Vision für die Zukunft. Das Land wirkt verzagt und mutlos, träumt vom Abgeschlossenheit, feiert lieber blutige historische Schlachten als zukunftsgerichtete Ideen. Doch es gilt, *jetzt* die Weichen zu stellen für die nächste Epoche, bei der es darauf ankommt, alle hier Lebenden maximal zu fördern – und das zu allen Zeiten ihres Lebens.

Dank: Die hier präsentierten Gedanken zur Berufslehre für Erwachsene basieren auf Überlegungen von Josef Maushart, dem ich herzlich danke.

Litertaur

Aeberli, Christian; Landert, Charles, 2001, Potenzial Primarschule. Eine Auslegeordnung, einige weiterführende Ideen und ein Nachgedanke. Avenir Suisse.

Bildungsbericht 2010. Herausgegeben von der Schweiz. Koordinationsstelle für Bildungsforschung. Aarau.

Coradi Vellacott, Maja; Wolter, Stefan C., 2005, Chancengerechtigkeit im schweizerischen Bildungswesen. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung (Trendbericht SKBF, Nr. 9).

Eidg. Kommission für Migrationsfragen und Bundesamt für Migration, 2012, Anleitung zur erfolgreichen Frühförderung. Lerngeschichten und Erkenntnisse. Bern: BBL.

Esping-Andersen, Gøsta, 2008, A Social Model for Mid-Century Europe. In: Bonoli, Giuliano; Bertozzi, Fabio (Hg.), Les nouveaux défis de l'Etat social= Neue Herausforderungen für den Sozialstaat. Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes, 234-252.

Hochuli, Marianne, 2013, Bildungssystem Schweiz und Chancengleichheit. In: Sozialalmanach 2013. Luzern: Caritas Verlag, 63-75.

Kammerman Sheila B. et al., 2003, Social policies, Family Types and Child Outcomes in Selected OECD Countries. OECD Social, Employment and Migration Working Paper, 6.

Lanfranchi, Andrea, 2002, Schulerfolg von Migrationskindern. Die Bedeutung familienergänzender Betreuung im Vorschulalter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Moser, Urs, 2013, Bildungsarmut in der Schweiz. In: Sozialalmanach 2013: Luzern: Caritas Verlag, 77-91.

Bien que notre système éducatif soit considéré par beaucoup comme un modèle à suivre, il doit être adapté afin de fournir les bases nécessaires aux qualifications professionnelles requises dans notre monde de la globalisation, du savoir et de la mobilité. Ces changements concernent toutes les phases de la vie, de la petite enfance à l'âge adulte en passant par les années de scolarité.

Un encouragement précoce systématique est nécessaire pour stimuler les aptitudes cognitives, l'envie d'apprendre et la persévérance. Nous avons besoin d'un système scolaire qui, d'une part, ne sélectionne pas trop précocement et met en valeur les talents de chacun au lieu de sanctionner le manque de talents et qui, d'autre part, permet aux adultes d'élargir en permanence leur savoir.

Quelque 600 000 adultes n'ont d'autre formation que celle acquise dans le cadre de l'école obligatoire. Ces personnes doivent aujourd'hui, en parallèle de leur travail, acquérir de nouvelles qualifications et faire un apprentissage. De nombreuses entreprises pourraient en effet avoir besoin d'elles.

Mais pour mettre en œuvre un tel concept, l'engagement de toutes les parties prenantes est indispensable. Ainsi, les employeurs doivent permettre à leurs employés de consacrer une partie de leur temps de travail à l'apprentissage de nouvelles choses. L'Etat devrait quant à lui financer les journées non travaillées, passées à l'école professionnelle. Enfin, les personnes concernées doivent se mobiliser et suivre régulièrement des formations.

Stamm, Margrit; Edelmann, Doris (Hg.), 2010, Frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung. Was kann die Schweiz lernen? Zürich: Rüegger.

Wolter, Stefan C., 2013, Ein ökonomischer Blick auf die Chancengleichheit. In: Becker, Rolf; Bühler, Patrick; Bühler, Thomas, Bildungsungleichheit und Gerechtigkeit. Wissenschaftliche und gesellschaftliche Herausforderungen. Bern: Haupt, 229-245.

Walter Leimgruber leitet das Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel und ist Präsident der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen. Er beschäftigt sich mit Fragen der Migration, des kulturellen Erbes und der Kulturpolitik.